

Die Ballade vom Wunderkind
Carson McCullers

Barbara Landes

Die Ballade vom Wunderkind
Carson McCullers

Roman

ebersbach & simon

Für meine Mutter

Take my mind, speak to it.
Take my heart, make it kind.
Take my body, use it.

Methodistisches Gebet

Morgen

Nyack, 2. Oktober 1967

Das Zimmer ist still und dunkel.

Ich sitze an Carsons Schreibtisch unter dem Lichtkegel ihrer Arbeitslampe. Neben mir steht die Schreibmaschine, die ihr Vater ihr vor fünfunddreißig Jahren geschenkt hat und in die sie ihr gesamtes Werk getippt hat. Vor mir liegt ein Stapel weißen Papiers. Ich drehe den Füllfederhalter zwischen meinen Händen.

Ida Reeder und Mary Mercer haben mich gebeten, eine kurze Rede zu halten, morgen.

»Warum ich?«, rief ich. »Sie hatte viel engere Freunde, die sie länger gekannt haben. Was ist zum Beispiel mit Tennessee?«

»Mr Williams sieht sich außerstande, bei der Gelegenheit ...«

»Edwin Peacock?«

Die beiden schüttelten den Kopf.

»Oder Jordan Massee, ihr geliebter Cousin. Er und Carson waren wie Pech und Schwefel all die Jahre ...«

»Ben, glaube uns«, unterbrach mich Mary sanft.

»Oder du selbst, Mary. Wahrscheinlich hat niemand auf dieser Welt sie so gut gekannt wie du. Dir hat sie alles erzählt, alles, und du hast ihr so geholfen!« Ich holte Luft. »Sogar du, Ida, wärest besser geeignet als ich. Du hast sie umgeht wie eine Mutter, seit Marguerite tot ist ...«

Ich hätte noch mehr Vorschläge machen können, aber Mary legte entschieden ihre Hand an die schmale Taille,

und Ida verschränkte die schwarzen Finger über ihrem Bauch.

Beide lächelten mich nachsichtig an. »Glaube uns, sie hat es so gewollt, Ben.«

Es ist mir selbstverständlich eine Ehre, allerdings eine, um die ich mich gerne gedrückt hätte. Letzte, abschließende Worte, Abschied – ich habe keine Ahnung, wie ich das hinkriegen soll. Nicht bei jemandem wie Carson.

Ich greife nach der *New York Times* vom 30. September, die neben mir auf einem Klavierstuhl liegt. Carsons Foto und ein langer Nachruf füllen die Titelseite.

Amerika hat seinen einsamen Jäger verloren.

Das ist sicher wahr. Wahrer, als die meisten wissen können. Aber was sagt es schon?

Immer, wenn jemand stirbt, scheint die Zeit stehen zu bleiben. Nach dem letzten Gehirnschlag war Carsons Zustand siebenundvierzig Tage lang ohne Hoffnung. Vor drei Tagen machte ihr Herz den letzten Schlag. Sie ist tot, nur drei Worte, aber ich kann es noch nicht begreifen.

Ich stehe auf und gehe noch mal nach unten.

Sie liegt im Wohnzimmer. Den ganzen Tag sind Besucher gekommen, berühmte und weniger berühmte, um sich von ihr zu verabschieden. Der offene Sarg schwimmt in einem Meer von Blumen. Das hätte ihr gefallen.

Ihre Stirn ist kalt und wächsern, als ich sie berühre, die Lider liegen in dunklen Falten auf den großen Augen, die spinnenhaften Finger verschränkt auf ihrer Brust. Drei Tage nach ihrem Tod ist ihr Körper, gesalbt, geschminkt und gekleidet, nichts als eine leere Hülle.

Im Arbeitszimmer ist es anders. Obwohl sie sich schon vor ein paar Jahren endgültig ins Schlafzimmer hatte umquartieren lassen, ist sie hier spürbar anwesend. Alles ist von ihrem Geruch durchdrungen, der so süß, bitter und herb ist wie eh und je. Auf einem Foto an der Wand über dem Tisch sitzen Lamar und Marguerite Smith locker untergehakt auf der Treppe vor ihrem Haus in Columbus und blicken wohlwollend herab. Verschnürte Stapel mit Briefen, auf den Kommoden, in den Schubladen, auf den Fensterbrettern, überall. Sie muss Tausende geschrieben haben. Ein Stapel ist aussortiert und thront auf dem Koffer mit der unvollendeten Autobiografie.

Ich kehre an den Schreibtisch zurück, nehme den Füller wieder zur Hand und spüre, wie warm das Blut in meinen Adern strömt.

Wenn nur auch die Tinte so strömt. Ich lehne mich vor, schiebe das Fenster nach oben und mache ein paar tiefe Atemzüge. Die Luft ist kühl, sie riecht nach Kartoffelfeuern, nach feuchtem Gras und Ahornblättern, die in den Fluss fallen und sich an den Ufern sammeln.

Es klopft, und Ida steckt ihren großen Kopf durch den Spalt. »Ich habe noch Licht gesehen. Ist bei dir alles in Ordnung, Ben?«

»Danke, Ida, alles ist gut, ich will nur noch die Rede fertig schreiben.«

»Es ist schon spät.« Ida zieht gähnend den Gürtel ihres Morgenrocks enger und seufzt. »Kann ich dir noch etwas bringen?«

»Oh, gerne, gegen heißen Kaffee hätte ich nichts einzuwenden.«

Als sie die Tür wieder hinter sich zugezogen hat, gehe

ich zu dem Koffer, den ich und Mary und viele andere Helfer auf Carsons Diktat hin mit Manuskriptseiten gefüllt haben. Monatelang. Die letzten Monate ihres Lebens, bis zu ihrem letzten Schlaganfall. Ich schließe die Augen, und Bilder tauchen auf, so ungeordnet wie das Papier im Koffer. Carson im Bett, auf einem Berg von Kissen, die ihren Rücken und ihre Arme stützen, der Stumpf ihres rechten, frisch amputierten Beines. Sie diktiert, bringt zerstückelte, in Speichel ertrinkende Sätze hervor, die wir alle in ständiger Absprache enträtseln, niederschreiben, vorlesen und durch Kopfbewegung absegnen oder verwerfen lassen. An manchen Tagen geht es besser, an anderen hält man es kaum aus, weil sie sich unter Krämpfen windet und nicht mehr als einen Satz hervorbringt, der sie alle Kraft zu kosten scheint. Wie diesen: *Mein Leben ist immer einem Muster gefolgt. Arbeit und Liebe.*

Ein einfacher Satz, der in mir ein überwältigendes Echo auslöst, Bilder ohne Zahl, in ihre Bücher gebannt, in meinem Kopf lebendig, ihre ganze Welt. Ich sehe die zwölfjährige Mick vor mir, die den Abgrund, der sie von der Welt Mozarts trennt, zu überwinden sucht, indem sie eine Geige aus einer alten Holzkiste bastelt. Die dreizehnjährige Frankie, die sich die Haare eigenhändig streichholzkurz schneidet und heulend hinter dem Auto eines Brautpaares herläuft, um ein Teil von ihnen zu sein, um dazuzugehören. Die riesenhafte Miss Amelia, die ihren undankbaren Cousin Lymon auf ihrem muskulösen Rücken in die Wohnung trägt.

Von hier brauchen die Bilder nicht viele Brücken zu schlagen, um bei Lula Carson Smith zu landen, die der

Himmel vor fünfzig Jahren über einer kleinen Baumwollspinnerstadt abgesetzt hat, im tiefsten Süden, auf einem Flecken Erde, an dem sie nie ganz heimisch wurde und der doch für immer ihre innere Landschaft blieb.